

Das Konstanzer Konzil als europäisches Ereignis. Begegnungen, Medien und Rituale

Tagung des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte
vom 27.09.2011 bis 30.09.2011 auf der Insel Reichenau

Zur Vorbereitung der nahenden Sechshundertjahrfeier der Eröffnung des Constantiense im Jahre 2014 hat der Konstanzer Arbeitskreis seine diesjährige Herbsttagung dem Konstanzer Konzil gewidmet, die von Gabriela Signori (Konstanz) und Birgit Studt (Freiburg i. Br.) geleitet wurde. Während die anlässlich der 550. Jahrfeier des Constantiense 1964 gehaltenen Reichenau-Vorträge gerade nicht auf das Konzil selbst zielten, sondern die spätmittelalterliche Welt mit seinen politischen, sozialen, kirchlichen und ideengeschichtlichen Strömungen in den Blick nahmen und eine weitere Tagung des Arbeitskreises 2004 die Konzilien von Pisa bis Basel mit ihren Personen und Netzwerken, Verfassungsfragen und konziliare Diskussionen sowie die Reformen und Rezeption dieser Kirchenversammlungen behandelte, wurde nun speziell und ausschließlich das Konstanzer Konzil fokussiert. Im Mittelpunkt stand aber nicht Konstanz als Stadt und Region, auch wenn diese eine große Bühne für die konziliaren Ereignisse boten, sondern die Beziehungen der europäischen Mächte zum Konzil.

Den Fokus auf das Konstanzer Konzil als ein „europäisches Ereignis“ zu legen, zwingt dazu, so *Gabriela Signori* in ihrer Einführung, neben den *gemeinsamen* Anliegen der Konzilsteilnehmer, die Kirche zu vereinen und sie an Haupt und Gliedern zu reformieren, den *Differenzen* genauso viel Aufmerksamkeit zu schenken. So richtete Signori den Blick auf die *nationes* bzw. auf die „Nationenfrage“, und diese sollte sich im Verlauf der Tagung als zentral erweisen: Wenn nach der Rolle der *nationes* für das und auf dem Konstanzer Konzil gefragt wird, werden inhaltliche und methodische Schwierigkeiten, zwischen *natio* und Nation zu unterscheiden, offenkundig. Hinter der Vorstellung, dass das Konzil oder die Christenheit von der Gesamtheit der *nationes* repräsentiert wird, verbirgt sich keine geographische Gliederung der Kirche, sondern eine politische. Auch der Verweis auf „Europa“ im Titel der Tagung ist nicht geographisch zu verstehen. „Europa“ heißt, in diesen Kontext, die Christenheit (und mithin die Welt), die sich, für den Frieden in Konstanz zusammengekommen, neu formierte, „sowohl geographisch als auch inhaltlich, teils im Austausch mit, teils in Abgrenzung zu anderen christlichen, als Häresie diskriminierten Glaubensströmungen, und in Reibung zwischen den Nationen, die sich anschickten, kirchenpolitisch andere Wege zu gehen“. Das Konstanzer Konzil in einer europäischen Dimension betrachten bedeutet, so formulierte es Birgit Studt, das Konzil auch als ein politisches Ereignis zu würdigen.

Johannes Helmuth (Berlin) eröffnete die Reihe der Vorträge mit einem Überblick über die Reformkonzilien von Pisa bis Basel und zeigte in einer diachronen und synchronen Betrachtung des Konstanzer Konzils dessen Differenzen und Komplexität auf. Diachron in eine „Konzilskette“ von Pisa bis Basel gestellt, wird mit Konstanz eine zunehmende Politisierung und Nationalisierung erkennbar. Insbesondere durch die institutionell gewollten Bemühungen im Bereich der *pax* wurden die Konzilien politischer. Die Nationalisierung zeigte sich einerseits hinsichtlich der Rangstreitigkeiten auf den Konzilien, andererseits bei den *nationes*, die zwar Stimm- und Beratungskörper waren, aber auch die Hierarchien auf dem Konzil umsetzten oder zur Darstellung brachten. In synchroner Perspektive betonte Helmuth zunächst die Pluralisierung der Versammlungen. „Versammlungen generieren Versammlungen“, dies galt nach Helmuth nicht nur für die knapp aufeinander folgenden Konzilien von Pisa bis Basel (Florenz), sondern auch für die vielen politischen

Versammlungen, die im Umfeld der Konzilien abgehalten wurden: Versammlungen der *nationes*, Partikularsynoden, Kapitel der Orden und natürlich Reichsversammlungen. Im Folgenden wies Helmuth „panoramahaft“ auf gemeinsame Wesenszüge der Konzilien, wobei Konstanz und Basel angesichts ihrer Dauer aus der Reihe fallen. Gemeinsam war den beiden Konzilien, dass sie an zentralen Orten am Alpenrand organisiert wurden. Gemeinsam war ihnen auch ihr Kongress- und Forumscharakter, die Auseinandersetzung mit den Hussiten und die große internationale Anziehungskraft. Diese Anziehungskraft hat das Konstanzer Konzil allerdings besser aufrechterhalten können als das Basler. Helmuth machte dafür die Konzilschronik des Ulrich Richental als mediales Produkt städtischer Selbstdarstellung verantwortlich. In der anschließenden Diskussion erwiderte Jürgen Miethke, dass Basel zwar kein Richental, aber Konstanz dafür auch keinen Johannes von Segovia hatte, mit der Folge, dass vieles, was über Basel gewusst wird, für Konstanz unbekannt bleiben muss. Ausgehend von diesen beiden sehr unterschiedlich orientierten Darstellungen wurde zum ersten, aber lange nicht zum letzten Mal die Frage diskutiert, „mit welcher Tinte“ heute das Konstanzer Konzil zu beschreiben ist.

Die beiden Vorträge am Mittwochmorgen rückten die schon erwähnte „Nationenfrage“ ins Zentrum. *Sophie Vallery-Radot* (Lyon) betonte die Uneinigkeit in der französischen Nation und zeigte, wie schwierig oft das Verhältnis zwischen der Nation in Konstanz und dem französischen Hof in Paris war. Sie schilderte in ihrem Vortrag über die Gesandtschaft des französischen Königs, wie diese zunächst mit einigem Erfolg versuchte, eine führende Rolle in der französischen Nation und auf dem Konzil zu übernehmen, dabei aber natürlich rasch in Konflikt mit dem römischen König Sigismund geriet. Ein Versuch, nach der Flucht Johannes' XXIII. einen Kompromiss zwischen dem Papst und dem Konzil zustande zu bringen, erwies sich als Fehlschlag. Auffällig wurden dabei die Meinungsunterschiede in der französischen Nation, einerseits unter den Gesandten selbst, andererseits mit führenden Konzilsvätern wie einem Jean Gerson. Die Gesandtschaft schloss sich jedoch schließlich der konziliaren Mehrheit an, was ein notwendiger Schritt angesichts der gewandelten Konstanzer Situation war, auf den die ferne Regierung in Paris allerdings verärgert reagierte. 1417 versuchte die Gesandtschaft, mit neuer Besetzung, noch ein zweites Mal eine leitende Rolle auf dem Konzil zu beanspruchen, und wirkte im Prioritätenstreit auf eine baldige Papstwahl hin. Doch wieder war es den Gesandten unmöglich, den Pariser Hof von der Notwendigkeit verschiedener Entscheidungen, die sie in Konstanz treffen müssten, zu überzeugen. Die Wahl Martins V. wurde nicht begrüßt, das Konkordat, das die französische Nation mit Martin abschloss, nicht anerkannt. In der Diskussion wurde weiter auf die internen Uneinigkeiten der französischen Nation eingegangen, in der auch der Konflikt zwischen Armagnacs und Bourguignons eine Rolle spielte.

Richard Swanson (Birmingham) ging für seinen Vortrag von einer (nur schriftlich vorgelegten) Rede von Thomas Polton aus, die im Zusammenhang mit der Diskussion über die Beibehaltung der Englischen Nation als vierte, bzw. nach dem Beitritt der Spanischen Nation, als fünfte Nation entstand. Ausgehend von der Differenzierung, die Polton zwischen England als Reich und England als Nation (Little England und Big England, wie Swanson sie nannte) machte, unternahm Swanson eine Dezentralisierung der Perspektive, indem er mit kommunikations-geschichtlichen Ansätzen versuchte, die Bedeutung des Konzils für den Nationalismus und für die Entstehung eines Nationalgefühls in England zu erfragen. Dabei verstand er Nationalismus als ein Set von Beziehungen und Bindungen, das jenseits des von Benedict Anderson beschriebenen „imaginary as a community of the mind“ zu suchen sei. Um die für die Mediävistik unfruchtbare Diskussion über die Frage nach dem Vorhandensein eines Nationalismus oder Protonationalismus zu vermeiden, griff er auf das Konzept eines

„banal nationalism“ von Michael Billig zurück, der nicht nur episodisch und in Konflikt- oder Rivalitätssituationen fassbar sei, sondern vielmehr im alltäglichen Leben aufgerufen oder „geflaggt“ werde.

Pavel Soukup (Prag) zeigte am Nachmittag, wie zwei bekannte Husgegner, Stephan Palec und Moritz von Prag, das konventionelle Medium der Konzilspredigt nutzten, um ihre persönlichen Anliegen, aber auch eine neue Selbstpositionierung in kirchenpolitischen Debatten zum Ausdruck zu bringen. In Soukups Untersuchung stand nicht die Diskussion um Hus und den Wyclifismus, sondern vielmehr die sich der konziliaren Realität anpassenden kirchenreformatorischen Positionen der beiden Theologen im Vordergrund. Verglichen wurden Positionen auf dem Konstanzer Konzil mit früheren Äußerungen im Prager Ablassstreit von 1412. Beide Theologen vertraten in Konstanz deutliche konziliare Ansichten. Im Falle Palecs sind Linien zu erkennen, die sich schon vor dem Konzil abzeichneten. Bei Palec, der darauf bedacht war, seine früheren Positionen zu verteidigen, ist hinter der Stellungnahme, das unfehlbare Konzil habe als erste Aufgabe, über den Glauben zu wachen – und damit die Häresie zu bekämpfen – eine Verteidigung seines harten Auftretens gegen seinen ehemaligen Freund Hus zu erkennen. Moritz von Prag, der in Konstanz mit zahlreichen hier verfassten Predigten und Traktaten ungleich produktiver war, vermittelt den Eindruck, dass er seine Meinungen *ad hoc* bildete, und er verteidigte auf dem Konzil konziliare Auffassungen, die seinen früheren Stellungnahmen geradezu widersprechen. Soukup betonte seine Sicht, dass beide Böhmen aus einem Pflichtgefühl als Theologen heraus öffentlich gegen von ihnen erkannte Missstände in der Kirche einschreiten wollten. In ihrem Handeln ließen sich beide Theologen von der veränderten kirchenpolitischen Situation in Konstanz beeinflussen – eine konziliare Erfahrung, die sie mit anderen Konzilsvätern teilten –, indem sie ihre reformatorischen Ansichten durch den Infallibilitätsanspruch des Konzils begründeten. In der anschließenden Diskussion wurde von Thomas Prügl davor gewarnt, Reform und Konzil ohne weiteres gleichzusetzen: Die konziliare Infallibilitätslehre müsse deutlich von Reformanliegen getrennt werden. Reformanliegen seien auch in einer Theologie, die sich auf die *Romana ecclesia* gründet, zu finden.

Einen Höhepunkt des zweiten Tagungstages bildete der öffentliche Vortrag von *Therese Bruggisser-Lanker* (Zürich) zum Thema „Music goes public: Das Konstanzer Konzil und die Europäisierung der Musikkultur“. Im Verlaufe des 14. Jahrhunderts hatte die Musikkunst in höfischen wie städtischen Zentren hinsichtlich Professionalisierung, Institutionalisierung und Differenzierung einen entscheidenden Entwicklungssprung erreicht, so dass nun das Konstanzer Konzil mit dem Zusammentreffen von Sängern und Musikanten im Gefolge von Fürsten, kirchlichen Würdenträgern oder Bankiers eine wirkliche Katalysatorfunktion übernahm. Konstanz ermöglichte eine „Emanzipation der europäischen Musik“. Neue Kompositionsstile und die Aufführung mehrstimmiger vokal-instrumentaler Formen der Musik vor einem kenntnisreichen Publikum haben tatsächlich zu einer Epochenzäsur geführt, in deren Folge sich eine gesamteuropäische Musiksprache herauszubilden begann, die sowohl individuelle schöpferische Seiten hatte als auch populäre Strömungen absorbierte und bewusst auf eine neuartige Wirkungsästhetik setzte. Es sei zwar sehr schwierig, so Bruggisser, aus der verstreuten Überlieferung tatsächlich gegenseitige Beeinflussungen zu rekonstruieren oder überhaupt musikkünstlerische Netzwerke und Beeinflussungen sichtbar zu machen. Aber mit einigen Schlaglichtern auf Lebensweg, Karrieren und Schaffen prominenter Figuren, volkssprachlich gebildeter oder gelehrter wie Oswald von Wolkenstein oder Johannes Ciconia aus Lüttich wurde doch nachvollziehbar, wie diese Europäisierung der Musikkultur in einzelnen Netzwerken, in Dom- oder Hofkapellen funktionierte.

Am Vormittag des dritten Tages wurde das Konstanzer Konzil in zwei Vorträgen von Spanien aus in den Blick genommen. *Nikolas Jaspert* (Bochum) stellte seinen Beitrag unter den Titel „Das aragonische Dilemma“. Tatsächlich wurden König Ferdinand I. und sein Sohn Alfonso V. einerseits mit der Erwartung der Christenheit außerhalb Spaniens konfrontiert, dass sie an der Abdankung oder Absetzung Papst Benedikts XIII. (Pedro de Luna) mitwirken würden. Ein Ausscheren hatte die internationale Isolation bedeutet, mit schweren Folgen für die aragonische Mittelmeerpolitik. Andererseits war es Ferdinand erst kurz zuvor, im Kompromiss von Caspe von 1412 und durch konsequentes Einwirken des Papstes, gelungen, den aragonischen Thron zu besteigen. Zunächst stellte Jaspert fest, dass, obwohl die Aragoneser spät – nach dem Obödientenzug – in Konstanz eintrafen, sie durch ihr überlegenes Auftreten eine beachtliche Stellung in der Konstanzer Konzilsöffentlichkeit einzunehmen verstanden. Dass der Aufenthalt in Konstanz für die meisten aragonischen Gesandten keine für ihre Karrieren prägende Zeit, sondern lediglich ein „Episode“ war, passt zum allgemeinen Eindruck, dass das Konstanzer Konzil an sich und der so genannte Konziliarismus von nur recht bescheidener Relevanz für das Pyrenäenreich waren. Anders verhielt sich dies bei dem Königstreffen von Ferdinand und Sigismund in Perpignan 1415, dessen Ablauf, Folgen und Wirken im Mittelpunkt von Jasperts Vortrag stand. Das Treffen war derartig hochrangig und repräsentativ besetzt, dass von „einer effektiven Verlagerung der Konzilsverhandlungen“ die Rede sein kann. Hier leistete Aragon seinen bekanntlich wichtigsten Beitrag zum Erfolg des Konstanzer Konzils, den Obödientenzug. Diese Lösung des aragonischen Dilemmas musste unweigerlich zu einer schweren Krise im Königreich führen. Nach Perpignan entbrannte ein heftiger Streit zwischen Ferdinand und Pedro de Luna um die aragonische Öffentlichkeit, in der alle nur denkbaren Elemente und Medien der politischen Kommunikation eingesetzt wurden: Gerüchte, Propaganda, Bekanntmachungen, geheime Denkschriften, vor allem aber zielten die Kontrahenten in erster Linie auf die Kontrolle des öffentlichen Raumes und die Sicherung von Deutungshoheit. Perpignan war darüber hinaus nicht nur für die Beendigung des Schismas, sondern auch für deutsch-spanische Begegnungen bedeutend, mit nachhaltiger Wirkung für die wirtschaftliche und adlige Mobilität von Osten nach Westen.

Die Vereinbarungen der *Capitula Narbonensia* (13. Dezember 1415) wurden am Kastilischen Hof nur sehr zögerlich umgesetzt. Weniger die Sympathie der Kastilier für Benedikt XIII. führte dazu, dass der Obödientenzug – obwohl am 15. Januar 1416 unterzeichnet – nicht öffentlich gemacht und seine Umsetzung systematisch verzögert wurde, als eine besondere dynastische Problemlage ist der Grund dafür, dass der kastilische Beitrag zum Konstanzer Konzil gering blieb. Das zeigte in seinem Vortrag *Ansgar Frenken* (Ulm). Nach dem Tod Enriques III. wurden für den noch unmündigen Sohn Juan seine Mutter Catalina de Lancaster und ihr Schwager Ferdinand von Trastamara – ab 1412 König von Aragon – gemeinsam zu Regenten bestimmt. Die Spannungen zwischen beiden Regenten waren erheblich und führten dazu, dass die Königinmutter in Reaktion auf die Distanzierung Ferdinands von Benedikt XIII. geradezu „reflexhaft“ auf der Seite des Papstes verharrte. All ihre politischen Aktivitäten zielten wesentlich auf die Sicherung des Erbes ihres Sohns Juan gegen Ferdinand und dessen Söhne. Dies wurde vom Papst zwar nicht völlig erkannt, aber doch ausgenutzt. Er ließ verbreiten, dass Zweifel an seiner Legitimität zugleich Zweifel an der Legitimität des Königs bedeuteten, und hatte mit dem Erzbischof von Zaragoza, Francesco Climent Çapera, Nuntius am Hof im Valladolid, einen Fürsprecher mit wesentlichem Einfluss auf Catalina. Kastiliens Abrücken von der Obödienz Benedikts bezeichnete Frenken als einen „langsamen Erosionsprozess“. Erst nach der Konstanzer Papstwahl änderte sich die kirchenpolitische Ausrichtung Kastiliens grundlegend. Die Wahl wurde ausgiebig gefeiert, und allen Untertanen wurde befohlen, den neuen Papst anzuerkennen. Der im März 1419 volljährig

erklärte Juan und Kastilien standen, im Gegensatz zu Aragon, ohne Einschränkung zum neuen Papst.

In der Diskussion, die sowohl dem Vortrag Nikolas Jasperts als auch dem Ansgar Frenkens folgte, wurde hervorgehoben, dass in Spanien zur Zeiten des Konstanzer Konzils die Substraktionsfrage im Zentrum stand. Es wurde festgehalten, dass der Konziliarismus – Jürgen Miethke unterstrich, dass dies kein Quellenbegriff ist – für die Spanier kaum eine Rolle spielte und dass das Dekret *Haec sancta*, wenn überhaupt, dann negativ in den spanischen Quellen beleuchtet wurde.

Martin Kintzinger (Münster) hob am Nachmittag die diplomatischen Leistungen König Sigismunds auf seiner großen Reise nach Westeuropa vom Sommer 1415 bis 1416 zur Gewinnung der Iberischen Reiche für die Konzilslösung und die Vermittlung eines Friedens zwischen England und Frankreich hervor. In seinem systematisch forschungsgeschichtlich angelegten Vortrag „Das Konzil konstruieren“ betonte Kintzinger die Bedeutung einer methodisch innovativen Diplomatiegeschichte, die als eigener Ansatz in der Konzilienforschung bislang noch kaum Geltung gefunden habe. Er plädierte dafür, das Konzilsgeschehen auch als politische Geschichte unter dem methodischen Ansatz der neuen „Kulturgeschichte des Politischen“ zu schreiben, in der Politik als kommunikativer Prozess analysiert wird. Kintzinger ging von einem provisorischen, den mittelalterlichen Bedeutungshorizont von Kommunikation reflektierenden Ansatz aus, der den mittelalterlichen Verhältnissen eher entspricht, indem er für das sichtbare und aufgeführte Handeln (*actus*) vorgängige Verständigungs- und Aushandlungsprozesse (*communicatio*) voraussetzt. Damit steht nicht mehr das Denken und Entscheiden Einzelner, sondern das internationale Zusammenspiel und die Vernetzung vieler beteiligter Akteure unterschiedlichen Rangs, aber auch die Fragilität der Kommunikationsstrukturen im Fokus. Kintzinger kam auch zu einem paradoxen Befund: Einerseits erscheint Konstanz als Ort einer sich institutionalisierenden Konzilsdiplomatie, in der Verhandlungen und Entscheidungsfindungsprozesse durch bevollmächtigte Gesandte selbstverständlich waren; andererseits, mit Blick auf Sigismund, als kirchenpolitisches Realisierungsfeld einer persönlich geprägten Diplomatie.

Auf diesen Vortrag folgte die wohl lebhafteste Diskussion der Tagung. Einerseits wurde der Kommunikationsbegriff – oder eher das Fehlen eines für die Mediävistik klaren Kommunikationsbegriffes – problematisiert. Andererseits wurde hier sehr ausführlich die schon erwähnte Frage, „mit welcher Tinte“ die Konzilsgeschichte zukünftig zu schreiben sei, diskutiert. Es wurde davor gewarnt, das Konzil nur mit neuen historiografischen Zugängen zu betrachten und dabei vielleicht das Besondere der Versammlung, die kirchlichen Angelegenheiten, aus dem Blick zu verlieren. Mit Bezug auf eine kommunikationsgeschichtliche Betrachtung des Konzils, in der allein Kommunikation das Konzil konstruiert, wurde danach gefragt, ob man nichtschriftliche Kommunikationshandlungen bei diesem Thema derart in den Mittelpunkt stellen sollte. Ferner wurde betont, dass, wenn das Ereignishafte zentral gestellt werde, viel mehr darauf geachtet werden müsse, wie die Zeitgenossen das Geschehen wahrnahmen und es einordneten. In diesem Zusammenhang ist auch eine mahnende Intervention von Thomas Buck zu erwähnen. Er warnte davor, nur über „den“ Richental zu reden oder zu denken, und plädierte dafür, stets die besondere(n) Eigenheit(en) dieser konstruierten Quelle und ihrer Überlieferung zu beachten.

Die Reihe der Vorträge wurde von *Gerrit Jasper Schenk* (Darmstadt) beschlossen. Er fragte nach der Lesbarkeit von Machtzeichen und den Grenzen von Zeichenmacht und siedelte seinen Ansatz begrifflich, methodologisch und konzeptionell „irgendwo im Grenzgebiet“ der Münsteraner, Heidelberger und Berliner Ritualforschung an. Am Fallbeispiel des Einzugs

Papst Johannes' XXIII. in Konstanz führte er die Fluidität und Komplexität des Zeremoniells als Voraussetzung für dessen Erfolg und Akzeptanz vor Augen. Bei der Analyse der Syntax dieser Handlungssequenz erörterte er die Frage nach der Lesbarkeit und Verständlichkeit der Zeichen. Unter Heranziehung einer großen Vielfalt an schriftlichen und bildlichen Überlieferungszeugnissen vermochte Schenk zu zeigen, dass auch zeremonielles Handeln wie der päpstliche Adventus in konkreten Konstellationen durch andere herrscherliche Adventusformen und lokale Traditionen kreativ überformt werden konnte. Am Beispiel des *soliculum*-Schirms zeigte Schenk auch, dass die Unbekanntheit dieses Zeichens seiner grundsätzlichen Lesbarkeit keinen Abbruch tat, da man auch in einer größeren, nicht höfischen Öffentlichkeit über ein gemeinsames transkulturelles Wissen verfügte, mit dem der Schirm zumindest als ein exklusives Herrschaftszeichen verstanden wurde. Zeichenhafte Kommunikation konnte glücken, auch wenn ihre einzelnen Bestandteile partiell missverstanden wurden. Anschließend wurde das Verhältnis von Ritual einerseits zur Liturgie und andererseits zu politischem Verfahren diskutiert. Es wurde auch danach gefragt, wann bzw. wo die Hybridität der vorgestellten Rituale entstanden sei: im Ritual selber, im Sehen des Rituals oder bei der schriftlichen Aufzeichnung.

Die Herbsttagung des Konstanzer Arbeitskreises wurde mit der Zusammenfassung von *Birgit Studt* und der folgenden Schlussdiskussion beendet. Studt stellte fest, dass die häufig erörterte Frage offen geblieben sei: Mit welcher Tinte ist künftig das Konzil zu schreiben? Sie betonte die Dringlichkeit, das Konstanzer Konzil als europäisches Phänomen zu untersuchen. Das nationale Prinzip habe eine zentrale Rolle im Selbstverständnis und in der späteren Wahrnehmung des Konstanzer Konzils gespielt. Zu der „Nationenfrage“ hielt Studt fest, dass die Entwicklung der Nationen zu identitätsbesetzten Entitäten immer noch schwierig nachvollziehbar und nur schwer fassbar ist. Eine neue Geschichte des Konzils, so Studt, entsteht erst in der Auseinandersetzung mit seiner Überlieferung, und es gilt zu entscheiden, wie und von wo aus diese Überlieferung zu fokussieren und mit welchen methodischen Ansätzen und Fragestellungen das Konzil als Ereignis in seiner europäischen Dimension gegebenenfalls neu zu bewerten ist. Die Forschung kann sowohl durch eine europäische Fragmentierung – welche Bedeutung hatten die Konstanzer Ereignisse aus partikularer Sicht? – als auch durch eine europäische Dezentrierung durch Analyse der Auswirkungen im regionalen und lokalen Kontext vorangebracht werden. Letzteres hat auf der Tagung zu einem die Sicht auf das Constantiense verändernden Befund geführt: In den Iberischen Reichen spielte das Thema des Konziliarismus, das später in Basel so wichtig werden sollte, kaum eine Rolle. Einige Zugänge wurden auf der Tagung überprüft. In einer Reflexion über die bezeugungsgeschichtliche Dimension des Konstanzer Konzils hat das Treffen von Perpignan eine neuartige Qualität erlangt, und die Katalysatorfunktion des Konzils wurde vor allem am Beispiel der Musikgeschichte hervorgehoben. Auffällig war ebenfalls, wie viele der Referentinnen und Referenten einen diplomatiegeschichtlichen Zugriff zur Analyse des Konstanzer Geschehens wählten. Martin Kintzinger schlug einen neuen kulturgeschichtlichen Ansatz vor, bei dem das Konzil als kommunikativer Prozess analysiert wird. In einigen Vorträgen wurde das Konzil gezielt über die Schriftlichkeit hinaus, etwa am Beispiel der Musik oder Predigt, in seinen oral-auditiven Dimensionen untersucht. An Hand einer theoriegeleiteten Lektüre von Schrift- und Bildquellen wurden auch die performativen Aspekte politischer Kommunikation vor Augen geführt. In einer Schlussbemerkung führte Studt die zwei zentralen, die Tagung fast von Anfang an begleitenden Fragen noch einmal zusammen: die Frage nach neuen historiografischen Zugängen zur Geschichte des Konzils und die „Nationenfrage“. Die Botschaften, die unter dem Etikett der Nationen transportiert wurden, insbesondere über die nationale Fragmentierung der in Konstanz wiederhergestellten Universalkirche, waren keineswegs von kurzfristiger Bedeutung. Der Erfolg des Konstanzer

Konzils sollte nicht nur an seinen auf den ersten Blick sichtbaren Ergebnissen, sondern auch an den Inhalten und Formen seiner Verhandlungen gemessen werden.

In der abschließenden, die Tagung überblickenden Diskussion wurde zunächst von Thomas Prügl konstatiert, dass über das Dekret *Haec sancta* kaum gesprochen worden sei. Wie auch andere Diskutanten betonte er, dass das Konstanzer Ereignis von der Rezeption her rekonstruiert sei, und in dieser Rezeption spielten das Basler Konzil und die Kanonisierung von *Haec sancta* eine lenkende und damit stärker zu beachtende Rolle. Mit Blick auf die Frage nach der Tinte der konziliaren Geschichtsschreibung hielt Nikolas Jaspert fest, dass drei Zugänge auf der Tagung erfolgreich angewandt worden seien: die Detailstudie, der auswärtige Blick und das Konzil als Grundlage für systematische Überlegungen. Kerstin Hitzbleck forderte, die auf der Tagung kaum beachtete Perspektive von unten nicht außer Acht zu lassen. Bernd Schneidmüller plädierte dafür, „von der zeitgenössischen Aktualität aus“ zu denken, und lenkte damit den Blick auf die in Zeiten des Konstanzer Konzils aktuelle Frage der Autorität. Immer wieder wurde in den Diskussionen der Tagung davor gewarnt, das Wesentliche eines Konzils, nämlich die kirchlichen Angelegenheiten, nicht aus dem Blick zu verlieren. Gerrit Jasper Schenk betonte aber, dass auch in einer neuen, europäischen Geschichte des Konzils die *causa unionis* als gemeinsames Thema und die Entwicklung gemeinsamer Erfahrungen im Zentrum stehen sollten – neben den Differenzen, wie er noch hätte sagen können, um so wieder beim Anfangskommentar der Tagung anzuschließen.

Michiel Decaluwé (Freiburg i. Br.)